

Pfarrbrief des
Jahres 2019
3. Platz



Bild: Andrii – stock.adobe.com

MITTENDRIN

Obnmacht

3
Editorial

10/II
Stillstand als Chance

15
Geistliches Wort

4/5/6

Interview mit einer
Rettungsassistentin



16

Kinderseite:
Mit Gott ist alles möglich



12

Aus Ohnmacht wird Wirkmacht

13

Den Weg ebnen



17

Nachrichten

7

Ohnmacht in der Politik

18

Gottesdienste und Chronik

8/9

Das Gefühl der Ohnmacht
in der Gefahrenabwehr

14

Schicksal – Kismet – Fügung

19

Kontakt

IMPRESSUM

Mittendrin – Magazin der Katholischen
Kirche in Kerpen Süd-West

HERAUSGEBER: Pfarrgemeinderat Kerpen Süd-West,
Stiftsstr. 6, 50171 Kerpen,
mittendrin@kerpen-sued-west.de

REDAKTION: Franz-Josef Pitzen (verantwortlich),
Rosemarie Beier, Renate Eilers, Claudia Jakobs, Matthias Lochner,
Greta Schwister, Susanne Schwister, Georg Wirtz

SATZ: Fa. Gestaltung Satz Layout Kastleiner, Kerpen
DRUCK: pacem Druck Köln, Kelvinstraße 1-3, 50996 Köln

An den Stellen im Magazin, an denen sich ein Nomen oder Pronomen auf Personen mit unbekanntem Geschlecht bezieht, bei dem das Geschlecht der Personen nicht relevant ist oder mit dem männliche wie weibliche Personen gemeint sein sollen, verwenden wir allein aus

Gründen der besseren Lesbarkeit und Verständlichkeit die männliche Form (generisches Maskulinum). Wir bitten dafür um Verständnis.

Eingesandte Artikel spiegeln die Meinung des Verfassers wider. Die Redaktion behält sich das Recht vor, eingehende Artikel zu kürzen.

Alle Termin- und Zeitangaben erfolgen ohne Gewähr, da der Redaktionsschluss der jeweiligen Ausgabe viele Monate vor allen Veranstaltungen liegt. Stand dieser Ausgabe: 01.04.2020. Bitte beachten Sie deshalb für zeitnahe Informationen immer das Mitteilungsblatt „Aktuell“, das in den Kirchen und an öffentlichen Orten unseres Seelsorgebereiches ausliegt und auch in den Pfarrbüros erhältlich ist. Die dortigen Angaben sind verbindlich. Ebenfalls finden Sie alle aktuellen Informationen und Kontaktadressen auf der Homepage des Seelsorgebereiches unter: www.kerpen-sued-west.de.

Redaktionsschluss für die Ausgabe 03-2020 „Hilfe“ ist der 1.8.2020.
Fotos: Feuerwehr Kerpen; pixabay.com; Emma Statz; pexels.com

Matthias Lochner

Editorial



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

„Es war die beste und die schönste Zeit, ein Jahrhundert der Weisheit und des Unsinns, eine Epoche des Glaubens und des Unglaubens, eine Periode des Lichts und der Finsternis.“ So beginnt der historische Roman „A Tale of Two Cities“ (dt. „Eine Geschichte aus zwei Städten“) von Charles Dickens aus dem Jahr 1859. Der Diözesanjugendseelsorger Tobias Schwaderlapp zitierte dies in der Predigt der Osternacht, die meine Frau und ich geschaut haben. Er ging auf die konträren Seiten der aktuellen Corona-Krise ein. Kurz gesagt: Einerseits außergewöhnliche Taten der Nächstenliebe, andererseits Hamsterkäufe von Klopapier.

Die Predigt bewegte mich und kam mir beim Schreiben dieser Zeilen wieder in den Sinn, denn die Gedanken passen auch gut zu dieser Ausgabe. So gehört die Ohnmacht zu den Schattenseiten der aktuellen Krise. Ohnmacht, weil viele Freiheiten massiv eingeschränkt sind. Ohnmacht, weil man Familie und Freunde nicht mehr persönlich treffen kann. Ohnmacht, weil man Ostern nicht gemeinsam in der Kirche feiern konnte.

Wir wollen uns aber bewusst nicht in erster Linie mit der akuten Krise befassen, sondern den Blick weiten. Wie gehen Menschen, die beruflich immer wieder mit Leben und Tod zu tun haben, mit Ohnmacht um? Wann fühlen sich Politiker ohnmächtig, obwohl sie doch eigentlich über Macht verfügen? Was machen Lehrer, wenn sie Schüler aus schwierigen Verhältnissen haben? Wie verkraften Menschen private Schicksalsschläge, die sie unvorbereitet im Leben treffen? Welche Gedanken finden wir dazu in der Bibel?

Ein gemeinsamer Nenner ist: Man muss in der Ohnmacht nicht verharren. Man kann etwas dagegen tun. Es gibt Licht in der Finsternis. Nicht immer, aber doch oft. So wie die Jünger an Pfingsten plötzlich neu Hoffnung schöpften, können auch wir trotz aller Ohnmachtsgefühle auf Gott und seine Hilfe vertrauen.

Dieses Gottvertrauen wünschen wir Ihnen – ganz besonders in dieser außergewöhnlichen Zeit. Möge Ihnen die aktuelle Ausgabe dazu einige Impulse geben!

Ihr

Matthias Lochner

Interview mit einer Rettungsassistentin

Dani Zinke aus Meißen ist Rettungsassistentin beim DRK und steht hier sinnbildlich für all die vielen Menschen, die für uns im wahrsten Sinne den Kopf hinhalten und die täglich für uns da sind. Gerade in der jetzigen Zeit wird das wieder einmal mehr als deutlich. Sie war so lieb und stand für das nachfolgende Interview zur Verfügung.

Warum hast du dich genau für diesen Beruf entschieden? Wie lange machst du ihn jetzt schon?

1985 wollte ich eigentlich OP-Schwester werden, habe dann aber doch erst einmal eine Ausbildung zum Porzellangestalter mit Spezialisierung Bossierer gemacht und in diesem Beruf bis 2010 gearbeitet. Leider kam es zu einer großen Entlassungswelle und da kam mir die Idee, in den Rettungsdienst zu gehen. Im gleichen Jahr noch machte ich für eine Woche ein Schnupperpraktikum, was meinen Entschluss bestärkte, dass es genau das ist, was ich gerne machen möchte.

Bereits im Dezember 2010 habe ich den Rettungssanitäter gemacht und anschließend daran den Rettungsassistenten. Beides habe ich selbst finanziert.

Im Anschluss daran macht man noch ein Anerkennungsjahr (man muss eine gewisse Stundenanzahl auf dem RTW mitfahren als Dritter) und danach bekommt man die Zulassung, dass man sich Rettungsassistent nennen darf. Seit 2012 fahre ich als ausgebildete Rettungsassistentin mit.

Was muss im Laufe der Jahre an zusätzlichen Schulungen gemacht werden?

Man muss jedes Jahr eine bestimmte Anzahl an Stunden in der Weiterbildung nachweisen, weil sich ja viele Richtlinien ändern, so dass wir immer auf dem neuesten Stand sind. Und ob es Theorie oder Praxis ist, wird bei uns auf der Hauptwache festgelegt, ist also direkt mit dem Dienstplan hinterlegt.

Wie sieht ein Arbeitstag aus? Beispielhaft von morgens bis abends?

Ich bin in zwei Wachen tätig und wir wechseln immer im Vier-Wochen-Rhythmus. Bei der einen Wache fährt man relativ viel, da auch der Weg bis zur nächsten Klinik sehr weit ist, so dass wir zum Teil eine halbe Stunde mit dem Patienten unterwegs sind, um die Klinik zu erreichen und der Einsatz im Schnitt ca. 1,5 h dauert. Wenn man so sechs bis sieben Einsätze hat, ahnt man, dass man nahezu die ganze Dienstzeit nur unterwegs war – ohne Verschnaufpause oder gar Essen. Oder es passiert, dass du auf dem Rückweg vom Krankenhaus zur Wache sofort den nächsten Einsatz bekommst und danach noch weitere. Da musst du dann schauen, dass du selbst nicht durchhängst. Es gibt halt auch solche Tage und das ist eben das Spannende an unserem Beruf, dass du nie weißt, was dir der Tag bringt.

Dann wiederum gibt es auch Tage mit deutlich weniger Einsätzen und du schaust dann, wie du den Tag rumbekommst. Es ist also total unterschiedlich.

Manchmal gibt es auch Tage, die länger als die zwölf Stunden sind, weil wir kurz vor Schichtende noch einen Einsatz bekommen und wenn ich danach wieder zurück bin, habe ich noch eine Stunde Fahrzeit bis nach Hause vor mir und bin z.B. vor 20.30 Uhr nicht zu Hause, bin aber um 5.30 Uhr schon aus dem Haus. Das ist dann schon ein langer Tag, wo auch nicht mehr viel im Privatleben passiert. Du gehst duschen, isst noch was und gehst ins Bett, weil du ja am nächsten Tag fit sein musst. Bei uns ist der Wechsel um 06.30 Uhr; man sitzt im Team zusammen bei einem Kaffee und macht eine kurze Übergabe zwischen der Tag-Nachtschicht bzw. umgekehrt; was für Einsätze waren oder ob es irgendwelche Besonderheiten gibt.

Das jeweilige Team der Schicht besteht aus zwei Personen und anhand einer Checkliste checken wir im Anschluss daran den Rettungswagen, ob alles an Materialien vorhanden ist und die Geräte werden geprüft. Es wird grundsätzlich ein Fahrtenbuch geschrieben. Neuerdings haben wir auch Tablets auf den Autos, so dass wir die Dokumentation digital machen können.

Nach einem Einsatz kehren wir zur Wache zurück und warten auf den nächsten Einsatz. Am Ende des Arbeitstages wird das Auto noch mal sauber gemacht. Auch hier gibt es einen genauen Plan, was wann wie im Wagen sauber gemacht oder desinfiziert werden muss. Das Fahrtenbuch wird geschrieben, das Tablet abgemeldet und dann gibt es wieder eine Übergabe mit der nachfolgenden Schicht wie zu Beginn des Dienstes.

Ist schon mal ein Patient gestorben und wie geht man selbst damit um?

Im Laufe der Jahre hat man schon gelernt, damit umzugehen. Oft ist die Information auf dem Piepser schon so, dass man sich seelisch und moralisch darauf vorbereiten kann, dass eventuell schon ein Verstorbener vorgefunden wird. Sicherlich muss man dann vor Ort schauen, wie die Lage ist, was vorgefallen ist und ob z.B. reanimiert werden muss. Hinterher setzt man sich im Team zu einer Einsatzbesprechung zusammen um noch einmal über alles zu sprechen.

Man darf nicht alles mit nach Hause nehmen, was man in diesem Beruf erlebt, weil man sonst den Kopf nicht frei bekommt. Es kommt auch noch auf die Umstände an – vor allen Dingen Kindernotfälle möchte man am liebsten gar nicht haben, aber leider Gottes kommt dies auch vor.

Hier hat man natürlich auch die Möglichkeit, falls einem das Gespräch im Team nicht ausreicht, das Kriseninterventionsteam sowohl für die Angehörigen als auch für uns persönlich zu ordern. Wenn wir seelischen Beistand brauchen, können wir uns jederzeit dorthin wenden.

Durch meine eigenen, persönlichen Erfahrungen hilft es mir, mich in die Patienten einzufühlen. Dies spüren die betroffenen Personen und sind sehr dankbar dafür. In einem Fall ist daraus sogar eine richtig tolle Freundschaft entstanden und diese Frau ist für mich inzwischen eine sehr gute Freundin.

Was war das schlimmste Erlebnis für dich?

Es gab viele Einsätze, die im Hinterkopf hängen blieben, aber mein schlimmstes Erlebnis war der Tod eines siebenjährigen Jungen, der einen anaphylaktischen Schock hatte, weil er eine Allergie gegen Erdnüsse hatte. Seine Mutter lag betrunken auf der Couch, hatte sich nicht um den Jungen gekümmert und er hatte Erdnüsse vom Wohnzimmerisch gegessen und ist uns leider unter den Händen weggestorben.

Meine eigenen Jungs waren zu der Zeit gerade zehn Jahre alt und man sieht die eigenen Kinder dort liegen. Da habe ich echt lange dran zu kämpfen gehabt.

Das war mit mein schlimmster Einsatz, wo wir alles getan haben und es trotzdem nicht schafften, ihn zu retten.

Was hat sich in der Zeit vom Beginn deiner Arbeit bis jetzt verändert? Bist du schon mal angegriffen worden?

Es ist schon mehr geworden mit den Angriffen als zu Anfang meiner Einsätze. So extrem wie heute war es früher noch nicht, weshalb ich auch froh bin, dass wir zu zweit unterwegs sind.

Wir hatten schon einige Angriffe, bei denen wir von Betrunkenen angepöbeln wurden; hier auf der Wache sind Kollegen mit Bierflaschen beworfen, angespuckt und geschubst worden. Bei einem Silvestereinsatz gab es einen Patienten, der im RTW randaliert hat und sowohl uns als auch den Arzt angegangen ist. Das war schon ein beängstigender Einsatz. Einer anderen Kollegin wurde von einem Mann der Weg versperrt, als sie auf dem Weg

Bild: Claudia Jakobs



zu einem Einsatz war und der hat sie sogar angezeigt.

Wie ist der Zusammenhalt in eurem Team und tröstet man sich auch mal?

Also wir haben keine festen Teams, sondern wir wechseln immer. Trotzdem verstehen wir uns hier in der Wache alle sehr gut und der Zusammenhalt bei uns ist sehr schön. Wenn es z.B. einen Einsatz gab, der uns mehr gefordert hat oder wenn man merkt, dass den Kollegen etwas bedrückt, spricht man im Team darüber und sicherlich gibt es auch Momente, jetzt nicht gerade in Corona-Zeiten, wo man sich auch mal in den Arm nimmt und sagt: „Hast du gut gemacht“. Der Zusammenhalt ist schon wichtig, zumal man mit dem Teampartner länger zusammen ist, als mit der eigenen Familie. Von daher muss man schon auf den anderen mit achten. Zumindest machen wir das so.

Wie ergeht es euch zu Corona-Zeiten? Wie schützt ihr euch?

Egal welche Info auf dem Piepser steht, es wird zu jedem Einsatz mit Mundschutz gefahren. Pro Tag gibt es eine Maske, wobei ich mir selbstgenähte Masken zugelegt habe, weil man spätestens nach einem Coroneinsatz wechseln muss.

Handschuhe haben wir eh immer an. Die Leitstelle hat einen Abfragebogen und sobald der Hinweis in Richtung Corona geht, bekommen wir einen Hinweis auf den Piepser. Dann gehen wir mit Vollschutz raus. Ergibt sich dies erst vor Ort, dann kommen

die Rettungskräfte anschließend in Quarantäne, was leider auch schon mehrfach vorgekommen ist. Allerdings haben wir im Dienstplan ganz viele Springer bzw. Ausfallreserven.

Bekommt ihr auch Wertschätzung entgegengebracht oder ein Dankeschön?

Wenn z.B. ein Einsatz ist, wo wir eine Oma ins Krankenhaus bringen und alles gut gegangen ist und die dann meine Hand nimmt, mich anguckt und sagt:

„Och, Sie waren so lieb zu mir – ich wünsche Ihnen alles Gute“ – dann ist das einfach Balsam für meine Seele. Jeder Einsatz, der gut läuft, tut mir gut. Und es gibt so viele Patienten, die sich bei uns bedanken und das ist total schön. Es gab z.B. auch Momente, wo an der Wache geklingelt und Kaffee oder Eis abgegeben wurde, oder es wird nochmal angerufen und sich bedankt und wir bekommen den Dank auch per Post. Das ist nicht tagtäglich, aber es kommt vor. Also die Wertschätzung merkt man schon.

Auf dem Foto fehlen noch die Schutzbrille und das 2. Paar Handschuhe

Bild: privat



Vielen Dank für das Interview, liebe Dani und Dankeschön von Herzen an dich stellvertretend für alle Menschen, die immer für uns da sind.

„Ohnmacht“ in der Politik

Äußerungen Kerpener Politiker dazu:

„Ach, die machen doch sowieso nichts“ – so denken und reden nicht wenige über Politiker. Aber entsteht dieser Eindruck nicht auch deshalb, weil Politiker oft gar nicht so handeln können, wie sie wollen? **Sind sie nicht oft ohnmächtig? Und wie gehen sie damit um?** Die beiden Fragen ließ MITTENDRIN Kerpener Politikern unterschiedlicher Parteien zukommen. Hier **Auszüge aus ihren Antworten:**

Ist Ohnmacht eine häufige Erfahrung in der Kommunalpolitik?

Bürgermeister Dieter Spürck, CDU:

„...Es gibt viele schwierige Rahmenbedingungen, die einem diese Arbeit sehr erschweren, insbesondere die chronische Unterfinanzierung der meisten Städte und Gemeinden in Nordrhein-Westfalen. Mit anderen Worten ist Vieles politisch wünschenswert, kann aber aus haushaltsrechtlichen Gründen und aus Gründen der Generationengerechtigkeit (keine übermäßigen Schulden auf Kosten unserer Kinder und ihrer Kinder anzuhäufen) nicht umgesetzt werden; das ist oft schwer auszuhalten...“

Oliver Niederjohann, FDP:

„...Ohnmacht stellt sich immer dann ein, wenn ich mich vor Ort bemühe z.B. den Haushalt mit vielen kleinen Maßnahmen zu sanieren und dann durch übergeordnete Ebenen große Ausgaben ohne Gegenfinanzierung auf unsere Kommune umgelegt werden, die alle Bemühungen pulverisieren.“

Peter Kunze, Die GRÜNEN:

„Die Grünen werden ziemlich häufig von den großen Fraktionen ausgebremst, ohne dass wir etwas dagegen tun können... Wir sind eine relativ kleine Fraktion, die von den großen Fraktionen aber immer mal gerne als Mehrheitsbeschaffer benutzt werden. Danach heißt es dann aber wieder, der ‚Mohr‘ hat seine Schuldigkeit getan...“

Andreas Lipp, SPD:

„Wenn man die Erwartungen und Hoffnungen, die man selbst mit bestärkt hat, nicht erfüllen kann, dann ist man ohnmächtig, dann war ich ohnmächtig. ... Manchmal glaubt man, dass man eine Mehrheit bekommen hat und unterliegt in einer Abstimmung dann knapp. Die fragenden Blicke waren es, die in mir ein Ohnmachtsgefühl haben hochkommen lassen. ... Aus jeder Erfahrung nimmt man etwas mit und speichert es im Gedächtnis ab. ...Ich nehme das sehr gelassen auf, denn man kann nicht jeden Tag Erfolg haben.“

Wie gehen Sie mit diesen Ohnmachtserfahrungen um?

Bürgermeister Dieter Spürck, CDU:

„...Sehr wichtig ist auch immer, negative Erfahrungen in Relationen zu setzen zu all dem Positiven, das wir erleben und erreicht haben. ... Viel wichtiger ist es, sich von Niederlagen nicht entmutigen zu lassen, sondern nach neuen Wegen zu suchen und diese auch zu finden.

Vielfach sind Krisen auch Chancen und eröffnen neue Perspektiven. Wer hätte beispielsweise gedacht, welche Hilfsbereitschaft in der aktuellen Corona-Krise gerade auch in Kerpen erwachsen würde?... Letztlich und vor allem hilft uns gläubigen Menschen auch das Gebet zu Gott. Ob und wie es in der Sache hilft, „weiß“ nur er; ich glaube jedenfalls fest daran. Aber unabhängig davon tut

das Gebet der Seele immer gut – egal welchen Glaubens man ist.“

Oliver Niederjohann, FDP:

„Als rheinische Frohnatur gehe ich mit politischen Ohnmachtserfahrungen generell gelassen um. ‚Herr gib mir die Kraft zu ändern, was ich ändern kann, gelassen zu ertragen, was ich nicht ändern kann und das eine vom anderen unterscheiden zu können!‘“

Peter Kunze, Die Grünen:

„Zunächst einmal tief durchatmen. Dann schauen, welche Relevanz hat dieser Punkt für mich. Wieviel Kraft will ich dafür verwenden, dass ich doch noch eine Änderung der Ansicht der Gegenseite herbeiführen kann? Prüfen, wie verhärtet ist die Meinung des Gegenübers.“

Andreas Lipp, SPD:

„So floskelhaft es klingt: Aufstehen, Krönchen richten, weiter machen. ... Aber die Einsicht, dass das eigene Leben weitergeht, vielleicht nicht wie bisher oder wie gewohnt, aber DASS es weitergeht und dass man nicht ohne Sinn auf dieser Welt ist, lässt mich immer wieder aufstehen.“

Das Gefühl der „Ohnmacht“ in der Gefahrenabwehr

Als Ohnmacht wird „laienhaft“ oftmals ein Zustand der kurzen Bewusstlosigkeit bezeichnet. Auch wenn dieser Begriff in einem notfallmedizinischen Kontext keine Verwendung findet und fachsprachlich als Synkope oder Kollaps bezeichnet wird, ist die Ohnmacht sicherlich jedem Mitarbeiter des Rettungsdienstes sowie jeder Feuerwehrfrau/jedem Feuerwehrmann bekannt – und zwar im psychologischen Sinne. Gemäß der Online-Enzyklopädie Wikipedia ist die Ohnmacht in der Psychologie wie folgt definiert: „Ohnmacht oder Machtlosigkeit ist das Gefühl von Hilflosigkeit und mangelnden Einflussmöglichkeiten im Verhältnis zu etwa den eigenen Wünschen, [...]“. Diese Definition beschreibt sehr treffend, was Feuerwehrleute, Mitarbeiter des Rettungsdienstes und sicherlich auch vieler anderer medizinischer Berufsgruppen, wie bspw. Ärzte und Pflegepersonal, mit dem Begriff der Ohnmacht assoziieren.

Aufgrund meiner Vita möchte ich es Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, im Nachfolgenden aus der Sicht der Feuerwehr und des Rettungsdienstes beschreiben. Sicherlich stellt dies eine sehr persönliche Gefühls- und Sichtweise dar – dennoch bin ich infolge langjähriger Berufserfahrung der Auffassung, dass die geschilderten Erlebnisse und Emotionen auf einen Großteil meiner Kolleginnen und Kollegen zutreffen. Im Freundes- und Bekanntenkreis wird man als Feuerwehrfrau oder Feuerwehrmann – sei es beruflich oder ehrenamtlich – immer wieder mit den Fragen konfrontiert: „Wie machst Du das eigentlich? Wie verkräftest Du das? Wie steckst Du das alles weg?“. Meistens enden diese Fragestellungen mit dem Zusatz: „Ich könnte das nicht.“ Der Weg beginnt selbstverständlich in der rettungsdienstlichen und feuerwehrtechnischen Grundausbildung, in der man umfassend auf verschiedenste Situationen vorbereitet wird. Das glaubt

man zumindest – denn dann kommen das erste Wachpraktikum und die ersten größeren Einsätze und man wird zwangsläufig mit der Realität konfrontiert. Simulationspuppen, die während der Ausbildung verwendet werden, schreien nicht. Sie weinen nicht. Sie blicken einen nicht hilflos an. Und sie haben auch keine Angehörigen, die verzweifelt darum bitten, den geliebten Menschen zu retten. All das „bietet“ nur die Realität und man erlebt diese Situationen schneller als erwartet. Mitarbeiter der Feuerwehr und des Rettungsdienstes müssen im Einsatz „funktionieren“ – dafür werden sie ausgebildet und tagtäglich bestmöglich trainiert. In solchen zeitkritischen Einsatzsituationen bleibt nicht viel Zeit, abzuwägen und zu überlegen, da diese in der Regel nicht zur Verfügung steht. Um unter Handlungsdruck sicher zu agieren und die personellen und materiellen Ressourcen effizient einzusetzen, durchlaufen die Einsatzkräfte fortwährend den sogenannten Führungskreislauf bis der Einsatz schließlich beendet ist. Der Führungskreislauf besteht aus den Phasen der Lagefeststellung, der Lagebeurteilung und der abschließenden Befehlsgebung bzw. der Umsetzung der geplanten Maßnahmen. Emotionen gilt es in diesem sich wiederholenden Prozess weitestgehend auszublenden, um objektiv und sachlich zu handeln. Dennoch gibt es gewisse Momente während des Einsatzgeschehens, die einem persönlich sehr nahe gehen. Natürlich entwickelt man im Laufe der Berufsjahre nach hunderten und



Bilder: Feuerwehr Kerpen



tausenden von Einsätzen eine Routine und auch eine emotionale Distanz, sodass man nicht jeden Einsatz gedanklich mit nach Hause nimmt. Aber Feuerwehrleute und Mitarbeiter des Rettungsdienstes sind keine „gefühllosen Maschinen“ und jeder, der solch einen Beruf über mehrere Jahre ausübt, kennt diese Momente und Bilder, in denen man sich hilflos und ohnmächtig gefühlt hat.

Jede Einsatzkraft erlebt diese Augenblicke der Ohnmacht anders, aber sie sind da – und sie bleiben. Sie verblasen zwar im Laufe der Zeit, aber sie gehen nie ganz weg. Bei mir persönlich sind es insbesondere Bilder und Momente bei Verkehrsunfällen, in denen ich von Menschen angeblickt wurde, die während unserer rettungsdienstlichen oder technischen Maßnahmen verstorben sind. Menschen, denen wir aufgrund der Schwere der Verletzungen leider nicht mehr helfen konnten, obwohl wir gemeinsam alles versucht haben, sie zu retten. Es ist dieser hilflose, aber erwartungsvolle tiefe Blick, der ohne Worte zum Ausdruck bringt „Tut doch bitte etwas!“, aber man selbst weiß, dass man machtlos ist und dass dieser Mensch nicht überleben wird. Es bleibt die Erinnerung an diesen letzten Blick. Die Erinnerung daran, dass

man einer der letzten Personen war, den der Verstorbene in seinem Leben gesehen hat. Doch was passiert dann nach dem Einsatz? Wie verkraftet man diese Eindrücke und was versetzt einen in die Lage, wenige Stunden oder gar bereits Minuten später in den nächsten Einsatz zu fahren und wieder zu funktionieren?

Bis vor wenigen Jahrzehnten galt es bei der Feuerwehr und auch im Rettungsdienst als Tabuthema, „Schwäche“ zu zeigen und offen darüber zu reden, dass man einen Einsatz im Nachgang psychisch nicht verarbeiten kann. Doch diese Zeiten sind glücklicherweise vorbei. Mittlerweile gibt es für solche Situationen speziell geschulte Einsatzkräfte – sogenannte psychosoziale Unterstützungs-Teams (PSU-Teams) –, die unmittelbar nach belastenden Ereignissen mit der Aufarbeitung und Bewältigung des Erlebten beginnen und die betroffenen Kolleginnen und Kollegen auch im Nachgang weiterhin durch Gespräche begleiten. Bis hin zu einer fachärztlichen bzw. psychiatrischen Therapie.

Eine weitere, wenn nicht sogar die wichtigste Form der Verarbeitung solcher belastenden Situationen stellt der Wachalltag sowie die Gemeinschaft der Wachabteilung dar. Auch wenn dem

allgemeinen gesellschaftlichen Trend folgend das Zusammenleben bei der Feuerwehr leider etwas anonym geworden ist, bilden die Wachabteilungen nach wie vor „Gefahrengemeinschaften“. Es wird ein enges kameradschaftliches Miteinander gepflegt, da man gegebenenfalls das eigene Leben einer Kollegin oder einem Kollegen anvertrauen muss.

Im Rahmen von Einsatzbachbesprechungen wird nicht nur analysiert, was während des Einsatzes gut und was nicht so gut gelaufen ist, sondern es wird auch thematisiert, wie der Einsatz emotional erlebt wurde und ob eine psychosoziale Unterstützung erforderlich ist. Dies kann in Gruppen- oder auch in Einzelgesprächen geschehen. Die individuelle Bewältigungsstrategie ist sehr unterschiedlich. Während sich der eine Kollege im Sportraum verausgabt, um „den Kopf frei zu bekommen“, hilft einem anderen „schwarzer Humor“, um es zu verarbeiten. Dennoch ist eines gewiss – manche Bilder und Erlebnisse „brennen sich ein“. Man wird sie nie wieder los und sie kommen regelmäßig wieder ins Bewusstsein, wenn man beispielsweise eine neue Einsatzsituation mit einer vorherigen vergleicht oder an einer ehemaligen Einsatzstelle vorbeifährt. Aber es sind die schönen Momente und Erinnerungen, die in diesem Beruf überwiegen, und ich hoffe, dass dies bei meinen Kolleginnen und Kollegen und mir auch weiterhin so bleibt.



Oliver Greven

Stillstand als Chance

Ohnmacht ist kein Dauerzustand, weder in der Medizin noch im normalen Leben. Man kann sie als Chance nutzen, den Stillstand als Zeit des Innehaltens und Bewusstwerdens betrachten, um dann zu handeln und etwas Gutes folgen zu lassen.



Sissi fällt ohnmächtig in die Arme von Franz Joseph, Scarlett O'Hara in die von Rhett Buttler. Reflexsynkope heißt diese Form von Bewusstseinsverlust in der Medizin, die nicht nur die österreichische Kaiserin und die Südstaaten-Schönheit in „Vom Winde verweht“ im Film erleben. Die physiologische Ursache für das Zusammensinken ist ein Kreislaufkollaps: Das vegetative Nervensystem bremst Herz und Kreislauf, der Blutdruck sinkt kurzfristig stark ab und das Gehirn wird nicht mehr ausreichend durchblutet. Auslöser dieser Form von Ohnmacht ist Stress, egal ob positiver oder negativer – der Körper schützt sich vor Überforderung und nimmt sich eine Auszeit.

Während Sissi und Scarlett überwältigt in die Arme der Geliebten gleiten,

berichten Psychologen von Menschen, die während des Zweiten Weltkrieges Bombenanschläge durch Reflexsynkopen ausblendeten und nach Kriegsende weniger traumatisiert waren als ihre Mitmenschen. Manch einem reicht schon ein Tropfen Blut oder der Geruch von Weihrauch, damit die Knie weich werden. Es sind also äußere Reize bzw. die, die das Gehirn als solche wahrnimmt, die zum körperlichen Kontrollverlust führen und vor Überforderung schützen.

Literatur und Film haben sich diesen Schutzmechanismus des Körpers und den damit verbundenen Stillstand zu Nutze und daraus ein Stilmittel gemacht: Der Ohnmachtsanfall ermöglicht vor allem in Stücken des 18. und 19. Jahrhunderts die Akzentuierung

einer Situation – die Zeit bleibt stehen, der Moment wird eingefroren und der Zuschauer soll innehalten.

Eine ganz andere Art von Ohnmacht erleben manche Menschen in Kerpen: Wenn Dörfer umgesiedelt werden, Militärflugzeuge im Sinkflug über die Dächer zum benachbarten Stützpunkt jagen oder Verkehr auf Autobahnen durch die Erftlandschaft rauscht, die unabänderlich scheinen. Manche fühlen sich deshalb ausgeliefert und hilflos.

„Wir wurden damals vor vollendete Tatsachen gestellt“, erzählt Karl Josef Weisweiler aus Mödrath. Wegen des Braunkohleabbaus wurde das alte Dorf vor 60 Jahren an den Kerpener Stadtrand verlegt. Er und seine Frau

seien jung gewesen und hätten sich auf das neue Zuhause gefreut. Doch viele mussten sich trotz der Ausgleichszahlungen verschulden, um neu bauen zu können. Ganz abgesehen vom Verlust der Heimat, unter der vor allem die alten Menschen gelitten hätten.

So wie die Ohnmacht dem Körper ein Innehalten ermöglicht – so kann es auch bei der geistigen Ohnmacht sein. Nutzt man sie – wie in Literatur und Film – als Signal, genauer hinzuschauen, kann daraus auch etwas Positives erwachsen. Wir sehen das gerade im Fall der Corona-Pandemie, in der Menschen sich unterstützen, sich freundlich begegnen, aneinander denken. Aber nicht immer ist direkt klar, was man tun könnte, um die Lage zu verbessern. Manchmal ist Kreativität, Flexibilität und Einsatz gefragt:

Kaffeehaus-Besitzerin auf der Kerpener Hahnenstraße, Desiree Kante, bringt nach der Zwangsschließung ihres Cafés Frühstücksware und Geschenkartikel auf Bestellung zu den Kunden, die sonst zu ihr kamen. Omas lesen ihren Enkeln, die sie nicht mehr besuchen dürfen, per Skype Geschichten vor. Und plötzlich wandelt sich die Ohnmacht in Möglichkeiten.

„Keiner muss in seiner Ohnmacht verharren!“

Auch die Buirerin Antje Grothus, Kohleaktivistin und Kämpferin für den Erhalt des Hambacher Waldes, hat das erlebt. Als es hieß, die A4 werde wegen des

Tagebau Hambachs nach Buir verlegt und Manheim solle den Kohlebaggern weichen, war sie zunächst erschrocken. „Gegen die Ohnmacht hilft Handeln“, weiß sie aus ihren Erfahrungen der vergangenen Jahre, in denen sie sich einsetzt für den Erhalt der Lebensqualität ihres Dorfes, ihrer Region, der Welt, dafür auf die Straße geht, Demonstrationen organisiert und bei Anne Will mit Ministerpräsident Armin Laschet über den Sinn von Kohleabbau und die damit verbundenen Konsequenzen für Mensch und Natur diskutiert. „Keiner muss in seiner Ohnmacht verharren“, sagt sie. Und das gilt in der Medizin genauso wie im normalen Leben.

Quelle:
„Die Funktion der Ohnmacht in der Englischen Literatur des 18.Jh.s“, Thomas Vetsch



Bilder: pixabay.com

Aus Ohnmacht wird Wirkmacht

„Du hast mir den Weg zum Leben gezeigt, in deiner Nähe bin ich froh und glücklich“
(Apg,28*)



Wie war Ostern eigentlich vor Corona? Ostern ist das höchste Fest der Christenheit, weil sich die Erlösungsgeschichte vollendet. Jesus geht den Weg durch den Kreuzestod zur Auferstehung. Im Normaldeutschland vor Corona neigten an Ostern viele dazu, das Dunkle des Karfreitags zu überspringen und gleich zum Osterspaziergang zu kommen. Das Fest war mehr wie bei Goethe („Vom Eise befreit“) als wie bei Paul Gerhardt („O Haupt voll Blut und Wunden“). Und was jetzt?

Schon als junger Messdiener war ich – was sich bis heute nicht geändert hat – von der Liturgie des Karfreitag und insbesondere der Passion in meinem Innersten berührt. Aber noch nie in meinem Priesterleben habe ich die unendliche Einsamkeit und das Alleinsein des Herrn so existenziell und bitter erlebt, wie am Karfreitag 2020, sie hat mich förmlich vor dem leeren Altar niedergestreckt.

Und dann ... bricht das Licht das Dunkel der Einsamkeit und des Todes: Das Ostergeschehen beschreibt die apokalyptische Katastrophe des Menschen wie der ganzen Schöpfung. Dabei wird gerne übersehen, dass die Apokalypse

immer zwei Teile hat: Untergang und Erlösung. So übersetzt das Christentum dieses Wort folgerichtig mit Offenbarung und Zeitenwende.

Im Blick auf die Gegenwart kann das bedeuten: Im Lichte des Osterglaubens stellt sich der Christ dem Unausweichlichen, er lässt sich nicht treiben oder verfällt der Angst und Panik, hält sich fest daran, dass der Tod nur eine Grenze, nicht das Ende ist. Nicht Panik, noch weniger Fatalismus oder das Vermeiden des Ernstfalles sind zielführend, sondern die Auseinandersetzung und die Vorbereitung, also die Ars Moriendi der Altvorderen. Es geht um eine Gewissheit, die Trost gibt, wo jede Wissenschaft mit ihrem Latein am Ende ist. So wie es Paul Gerhardt im Osterlied ausdrückt: „Wann ich einmal soll scheiden,/so scheide nicht von mir!/Wann ich den Tod soll leiden,/so tritt dann du herfür;/ Wann mir am allerbängsten/wird um das Herze sein,/so reiß mich aus den Ängsten/kraft deiner Angst und Pein.“ Es hilft, auf den Jesus des Karfreitag zu schauen, er lehrt nicht nur Ergebung in den Tod, sondern Vertrauen: Dass der Tod nicht das Letzte ist, sondern die unendliche Liebe stärker ist als der Tod

und die Liebe es ist, die im Leben und ins Leben führt!

Das im Glauben anzunehmen und zu leben, ist ein lebenslanger, oft mühevoller Weg. Das haben schon die Apostel so erlebt. In Panik weggelaufen, versteckt und ohnmächtig mussten sie sich mühselig dem Wunder der Liebe annähern. Sie liefen auseinander, wie die mutlosen und enttäuschten Emmausjünger, kehrten wieder in ihren Alltag als Fischer zurück wie Petrus und die Jakobussöhne. Mit großer Geduld und noch größerer Liebe aber half ihnen der Herr selbst „in die Spur zu kommen“. Denn mit Ostern war nicht alles vorbei oder erledigt – es musste erst Pfingsten werden, das Fest, das die Herzen der Jünger des Herrn mit Erkenntnis und vor allem der flammenden und wärmenden Liebe erfüllte, die so wirkmächtig war, ist und bleibt wie nichts sonst in Welt und Leben. Sie erweist sich allem nur denkbarem Dunkel und selbst dem Tod überlegen, weil sie göttlich ist! Der Glaube nennt sie auch Gottes Kraft und Gottes Geist. Dass der Christ davon getragen und erfüllt ist, dafür steht das Pfingstfest und das Wort aus der Pfingstpredigt des Petrus (Apg2,28) „Du hast mir den Weg zum Leben gezeigt, in deiner Nähe bin ich froh und glücklich“*. Pfingsten ermutigt und fordert gleichermaßen, dem Glauben, der Hoffnung, der Liebe zu dienen und konkret hierfür einzutreten mit Leib und Seele und diese Botschaft zu den Menschen zu bringen, um ihres Heiles willen, wie es etwas altbacken, aber dennoch zutreffend in der Sprache der Liturgie heißt.

* Text nach der Bibelausgabe „Die gute Nachricht“

Den Weg ebnen

*Kindererziehung wird oft missverstanden als die Gleichung: Gute Eltern = gute Kinder.
Die Erfahrung zeigt, dass dies nicht der Realität entspricht.*

Keine Frage: Die Eltern haben den größten Einfluss auf die Kinder, sie prägen sie ein Leben lang. Aber oft gehen Kinder ihre eigenen Wege – und nicht immer sind es die Wege, die Eltern sich wünschen. Immer wieder macht man auch die Erfahrung, dass man keine Erklärung für das Verhalten der Kinder hat und nicht mehr weiter weiß. „Du kannst deine Liebe geben, aber nicht deine Gedanken, denn sie haben ihre eigenen Gedanken“, meinte dazu ganz treffend der französische Philosoph Albert Camus.

Ohnmacht in der Erziehung kennen aber nicht nur Eltern, sondern auch Lehrer: Ich habe Marlene Niedenhoff dazu einige Fragen per E-Mail gestellt. Sie ist Schulleiterin der Evangelischen Grundschule (EGS) Kerpen. Wenig später telefonieren wir. Zuerst habe sie gedacht: „Ohnmacht kenne ich nicht. Probleme gehe ich unter Nutzung aller vorhandenen Ressourcen an und versuche, Lösungen herbeizuführen.“ Diese spontane Reaktion, habe sie dann aber schnell über Bord werfen müssen, je länger sie über meine Fragen nachgedacht habe.

Denn es gebe auch Probleme, denen sie machtlos gegenüberstehe, z.B. schwierige Verhältnisse in Elternhäusern: „Was machen in der aktuellen Krise die Kinder, denen es zu Hause nicht gut geht? Sei es, weil sie unterschiedliche Formen von Missbrauch und emotionale Gewalt erfahren oder zu Hause einfach nicht unterstützt werden.“ Doch auch im normalen Schulbetrieb erreichten sie und das gesamte



Schulsystem nur die Spitze des Eisbergs, die Fälle die ganz offensichtlich sind. „All die anderen Kinder erreiche ich nicht, weil ich die Umstände nicht kenne, weil ein Deckmantel über den Dingen liegt. In solchen Fällen fühle ich Ohnmacht!“

Ich frage sie, wie sie mit dieser Ohnmacht umgeht. „Mein Kollegium und ich begegnen den Kindern mit Respekt. Wir unterstützen sie und bemühen uns, ihre Persönlichkeiten zu stärken und ihnen die Möglichkeit zu geben, ihre Talente zu entwickeln.“ Dies geschehe bei ihnen in einem Rahmen, wo jeder für den anderen da sei und sie einander bestmöglich unterstützten. Als Lehrerinnen machten sie sich gegenseitig Mut, teilten ihre die Sorgen und besprächen eigenen Schwächen. „Dies ist für mich ein wesentlicher Punkt, der eigenen Ohnmacht zu begegnen. Und sicher nicht zuletzt Gottvertrauen!“, erklärt Niedenhoff.

Und – dies sei das Tröstliche – daraus könne auch ungeahnt Positives entstehen. Die Schulleiterin erzählt mir folgende Anekdote: „Ich erinnere mich an einen Jungen, der erst im 3. Schuljahr

zu uns kam, sehr problematisch war und schon eine dicke Schülerakte hatte. Er fand sich nur sehr schwer in unser System ein.“ Nach einer gewissen Zeit habe er jedoch Raum gefunden, seine Talente zu entfalten. So habe er auf der Abschlussfeier durch ein musikalisches Solo gegläntzt. „Diesen Jungen entließ ich mit einem unguuten Gefühl, weil ich mich sorgte, dass er den Schulwechsel nicht gut verkraften würde. Er meldete sich sporadisch und begegnete mir immer sehr herzlich und zugewandt.“

Kürzlich habe sie ihn wiedergetroffen: Ein selbstbewusster und adretter junger Mann, der kurz vor seinem Abitur steht. Das habe sie sehr ergriffen. Auf ihre Frage, was ihn denn in seiner schweren Phase unterstützt hatte, antwortete er die Musik und der Sport sowie die Beharrlichkeit, immer am Ball zu bleiben und sein Bestes zu geben. „So war all unsere Liebe, das Engagement und die Leidenschaft nicht ins Leere gelaufen, sondern hatte Früchte getragen. Die damalige Ohnmacht hat sich in das Gefühl umgekehrt, dem Jungen einen guten Weg geebnet zu haben“, so Niedenhoff am Ende unseres Gesprächs.

Erzählung von Rosemarie Beier

Schicksal – Kismet – Fügung

Plötzlich war alles anders

Das Sirenengeheul durchschnitt die sommerliche Luft und das Blaulicht von den Rettungsfahrzeugen drehte sich bedrohlich vor dem Haus von Julia und Frank. Notarzt und Rettungssanitäter bemühten sich um das Leben der kleinen Sofia. Mit ihren drei Jahren hatte sie mit ihrer Mutter und „Hexe“, dem Dackel, im Garten gespielt. Als das Telefon klingelte, war Julia kurz ins Haus gegangen. Dieser Moment wurde für die kleine Sofia zum Verhängnis.

Sie fiel beim Spielen im Garten so unglücklich zu Boden, dass sie bewusstlos liegenblieb. Obwohl Julia innerhalb von Minuten zurück war, konnte sie das Unglück nicht mehr verhindern. Dann ging alles ganz schnell. Der Notarzt war in wenigen Minuten vor Ort und Frank in aller Eile auf dem Weg nach Hause. Beide Elternteile bangten um das Leben ihrer kleinen Tochter, die nun mit dem Rettungswagen ins Krankenhaus gebracht wurde. Julia und Frank bebten vor Angst. Sie beteten inständig: „O Gott, du hast sie uns geschenkt, bitte nimm sie uns nicht wieder fort. Lass sie diesen Unfall überstehen und unser Sonnenschein bleiben.“

Sie blieben die Nacht über in der Klinik und hofften und bangten. Als der Morgen anbrach, bekamen sie die erschütternde Nachricht, dass die Ärzte den Kampf um das Leben ihres Kindes verloren hatten. Julia und Frank stützten sich gegenseitig in ihrem Schmerz. Es war kaum auszuhalten, wie das Schicksal sie nun getroffen hatte. Es hatte doch alles so gut angefangen.

Julia und Frank hatten vor zwölf Jahren geheiratet. Sie haben ein gutes Auskommen und können sich einen durchschnittlichen Lebensstandard leisten. Die ersten Jahre waren geprägt von Eigenheimbau, schönen Reisen und Erfolg im Beruf. Alle Wünsche, die sie hatten, waren erfüllt, bis auf einen: Sie wünschten sich ein Kind. Das Sehnen danach belastete sie beide. Viele Versuche blieben ohne Erfolg. Und dann, nach neun Jahren wurde Julia endlich schwanger. Die Eheleute schwelgten in Vorfreude auf den Familienzuwachs. Die Schwangerschaft verlief ohne Komplikationen und Julia und Frank fieberten dem Tag der Geburt entgegen. Endlich am 17. Juni war es soweit. Beide fahren in die Klinik und konnten noch am gleichen Tag ein gesundes und wunderschönes Mädchen im Arm halten und lieben: Es war der glücklichste Tag in ihrem Leben.

Sie genossen es, dieses Leben zu dritt und dankten Gott für das Glück, das sie

erleben durften. Die kleine Sofia gab ihrem gemeinsamen Leben einen neuen Sinn. Sie entwickelte sich prächtig und brachte mit ihrem herzhaften Lachen das Glück ins Haus.

Aber plötzlich und unerwartet war alles anders. Nie wieder würden sie dieses Lachen hören können. Julia und Frank brauchten Hilfe in ihrer Trauer. Sie fanden gemeinsam einen Weg. Sie nutzten eine Selbsthilfegruppe „Verwaiste Eltern“. Es war ihnen klar, dass sie dieses schlimmste Schicksal für Eltern nicht alleine bewältigen können und sie wussten auch, dass sie dieses Schicksal mit Tausenden von Eltern teilen. Sie waren dankbar für alle guten Freunde und Verwandten, die sie einfühlsam durch diesen Schmerz und diese Trauer begleiteten und mit „klugen“ Ratschlägen verschonten. Nach Jahren bekamen sie noch zwei weitere Kinder, die sie von Herzen liebten. Die kleine Sofia blieb in der Familie zeitlebens gegenwärtig.



Bild: Innvierterin, pixabay.com

Weitblick und Gottvertrauen in einer „neuen“ Zeit

Die Erfahrung der Apostel Jesu Christi teilen: Nach Krankheit, Angst und Ungewissheit spüren und erleben, dass der Glaube einen trägt.

Wieviele Krisengipfel mögen wohl in der Zeit von „Corona“ gewesen sein? Eine Krise nach der anderen trat hervor, wurden wirtschaftliche und gesellschaftliche Folgen benannt und vielleicht auch gebannt. Nach Ostern und der langsamen Rückkehr in das alltägliche Leben sind wir in der Mitte von Europa etwas entspannt und warten auf die „normale“ Sommerzeit. Da wirkt folgender Bibelspruch von der beständigen Gegenwart Gottes bei uns Menschen ein wenig verträöstend, wird schon nicht so schlimm, wie eben was für Kinder:

**Und siehe, ich bin mit
euch alle Tage bis zum
Ende der Welt.**

(Mt 28,20)

Diese Zusage Jesu Christi wird aber nicht irgendwann und irgendwo in der Bibel „gesagt“, sondern in einer besonderen Situation. Nach dem Erlebnis von Jesu Tod am Kreuz war bei den Jüngern Jesu Christi alles am Ende, keine Hoffnung, keine Erwartung mehr an den „Messias“. Sie hatten sich verkrochen in ihren Alltag, alles so wie immer, bloß nicht auffallen. Da kommt ihnen zu Gehör: Er lebt und ist den Menschen erschienen! – Etwas Neues und nie Dagewesenes bricht sich Bahn. Diese aufgeschreckten Apostel bekommen die Einladung, auf einem Berg Jesu Christus zu begegnen.

Der Berg ist in der Bibel immer ein Ort der Gottesoffenbarung. Mose brachte die Zehn Gebote vom Berg zu den Menschen. Jesus widerstand auf dem Berg dem Teufel und all seinen Versuchungen. In der Bergpredigt gab er damals wie heute vielen Menschen Leitlinien für ihr Leben. Denn er lehrte sie, dass selig ist, wer sich selbst gerade nicht auf dem Gipfel der Glückseligkeit wähnt: Leidtragende, Sanftmütige und Barmherzige, Menschen mit reinen Herzen, Friedfertige und jene, die gerecht bleiben, auch wenn sie Unrecht erfahren. Bei der Verklärung des Herrn auf dem Berg Tabor wird deutlich, dass Jesus der Christus, Messias und Sohn Gottes ist.

Auch wir wissen, dass vom Gipfel eines Berges, wenn wir den Aufstieg geschafft haben oder die Seilbahn genommen haben, sich der Blick weitert. Die Aussicht und damit die Weitsicht zeigen uns weit entfernte Ziele. Wir genießen oft die ungewohnte Perspektive und den Ausblick über unseren Alltag hinaus. In diesem letztem Vers des Matthäusevangeliums lädt Jesus Christus seine Apostel ein, herauszukommen aus dem angstbesetzten Alltag und etwas Neues zu wagen: Menschen für Gott zu gewinnen, die Menschen zu taufen und ihnen zu verkündigen: Von nun an seid ihr nicht mehr allein. Gott ist mit euch! Seine Botschaft nach Ostern war damals, auch für uns heute: Aufstehen aus dem Alltag und hineingehen in diese Welt, in der wir leben. Von Gott

erzählen, der ihnen hautnahe begegnet, egal in welcher Situation sie gerade leben und was sie belastet. Allen Menschen guten Willens gilt die gute Botschaft des Friedens und der Liebe. Und der Beistand, die Gegenwart Gottes bis ans Ende aller Tage – und sogar noch danach. Steigen wir hinab vom Berg der Gotteserfahrung in die Täler und Tiefen des Alltags. Erzählen wir von dem, was wir erlebt, erfahren, durchdacht und vielleicht bezweifelt haben. Jesus fordert uns mit seinen „letzten Worten“ auf: Weitergehen und Nicht-Stehenbleiben.

Wir können das, denn wir sind gegenseitig Liebende, die Vertrauen schenken und die Liebe Gottes spüren. Als Nachbarn oder als Fremde, die einander helfen und praktische Nächstenliebe üben. Überall und jederzeit lernen wir Gottvertrauen voneinander kennen und üben es selbst. Gott schenkt uns einen weiten Ausblick und die Freiheit, mit Gelassenheit auf andere Menschen zuzugehen. So kann und soll das Zusammenleben in dieser Welt zum Segen für alle werden. Mit Gottes Hilfe wird es gelingen!

In der Gewissheit, dass Gott mit uns ist, wünsche ich Ihnen zur kommenden Sommerzeit die Freude am Herrn und dem Leben, das er uns anvertraut hat. Bedenken wir die vergangene Zeit und vergessen wir die Kranken nicht.

AIR-MAIL FÜR KIDS

Mit Gott ist alles möglich



Wenn ihr Lust habt, schreibt mir eine Email:
Greta.Kinderseite@web.de

© MarySan2000 - Fotolia.com

Wer erinnert sich noch an den heißen Sommer im letzten Jahr? Die Sonne strahlte und strahlte. Im Schwimmbad oder am See war die Hitze ja noch ganz erträglich, aber im Klassenzimmer? Wenn da die Schweißperlen auf das Mathebuch tropften, das T-Shirt klebte und die Wasserflasche schon in der ersten Pause leer war, hat sich da nicht einer die Sonne auf den Mond gewünscht? Geht aber nicht. Es gibt Dinge, die sind nicht zu ändern. Was die Hitze betrifft, zumindest nicht von heute auf morgen. Wir sind machtlos. Machtlos waren auch Sara und Abraham vor 4000 Jahren. Die Bibel erzählt im Alten Testament (Genesis 18,1ff.), dass sich die beiden sehnlichst ein Kind wünschten, Sara aber nicht schwanger wurde. Gott hatte Abraham vorhergesagt, er würde viele Kinder, Enkel und Urenkel bekommen – ein ganzes Volk. Abraham glaubte

darán, aber Sara – sie war inzwischen 90 Jahre alt – hatte die Hoffnung längst aufgegeben. Als dann eines Tages drei Männer zu Sara und Abraham kamen und ihnen sagten, sie würden noch im selben Jahr einen Sohn bekommen, konnte Sara nur ungläubig lächeln. Aber sie hatte nicht mit Gott gerechnet. Ein Jahr später war sie Mutter. Ihren Sohn nannten sie Isaak. Ja, manchmal sind wir Menschen machtlos. Nicht an Gottes Seite: Er kann Unmögliches möglich machen. Ein mutmachender Gedanke, findet ihr nicht auch?

Eure Greta



Emma Statz, 8 Jahre

Erzbistum Köln verleiht Auszeichnung
„Pfarrbrief des Jahres 2019“ - 3. Platz im Wettbewerb:
 Magazin „MITTENDRIN“ der katholischen Kirche
 in Kerpen-Süd-West mit dem Schwerpunktthema
 „Suche den Frieden!“ = Ausgabe 04-2019

Expertinnen aus den Bereichen Journalistik und Grafik hatten zuvor die drei besten Pfarrbriefe aus insgesamt 31 Einsendungen ausgewählt. Generalvikar Dr. Markus Hofmann freut sich über das große Engagement der ehrenamtlich Mitarbeitenden: „Viele Menschen in unserem Erzbistum kommen nur durch Pfarrbriefe mit Kirche in Kontakt. Diesen Menschen die Lebendigkeit und Vielgestaltigkeit unseres Glaubens zu zeigen, ist eine wichtige Aufgabe.“ Im August werden die Preise verliehen und die Gewinnerteams dürfen sich auf ein besonderes Dankeschön des Generalvikars freuen. Zudem dürfen die Gewinner-Pfarrbriefe ein Jahr lang das Siegel „Pfarrbrief des Jahres 2019“ tragen. Die Redaktionen erhalten den Award für Kirche und Kommunikation. Diese „Trophäe“ verbindet in ihrer Gestalt kirchliche Tradition mit dem Kommunikationspotential des 21. Jahrhunderts. Die Form erinnert an romanische Kirchenfenster; Durchsichtigkeit und Mehrdimensionalität stehen symbolisch für transparente und empathische Kommunikation. Von oben betrachtet bildet der Award ein Kreuz: Zeichen für Jesus, Fundament und Grund kirchlicher Kommunikation.

„Die Jury prämiert das enorme redaktionelle und gestalterische Potential des Magazins MITTENDRIN.“

„Das eindrucksvolle Cover-Motiv erzeugt zusammen mit dem Titelthema **„Suche den Frieden!“** Spannung. Inhaltlich gelingt es der Redaktion, diese Spannung durch das ganze Heft zu halten. Die redaktionellen Beiträge, die mit Titelthema und Gemeindeleben verbunden sind, zeichnen ein sympathisches und reflektiertes Bild der Gemeinde vor Ort.

Ein schlüssiges typografisches Konzept und die abwechslungsreiche und teils humorvolle Bildauswahl unterstützen die redaktionellen Inhalte.

Als besonders gelungen lobt die Jury das Interview **„Wenn Streithähne keine Lösung finden“**. In diesem Beitrag werden Streitschlichterinnen einer örtlichen Schule und eine Schiedsfrau aus Kerpen befragt – mühelos schafft es die Redaktion so, Titelthema und Gemeindeleben miteinander in Dialog zu bringen.“

Laudatio der Jury
 (Anita Hirschbeck, Ronja Goj, Denise Graetz)

Das Redaktionsteam freut sich riesig. Dieser Ausdruck der Wertschätzung motiviert uns, den eingeschlagenen Weg weiter zu gehen und weiterhin keine Mühen und Beschwerden zu scheuen, um den benannten und unseren eigenen Ansprüchen gerecht zu werden.

Wir sind weiterhin dankbar für Ihre Rückmeldungen und Anregungen. Ganz besonders freuen wir uns, wenn

sich weitere Gemeindeglieder motiviert fühlen aktiv mitzumachen, indem sie Gastartikel verfassen oder sich gar für ein regelmäßiges Engagement bereit finden!

Als Themen sind für die kommenden Ausgaben ‚Hilfe‘ und ‚Nachbarschaft‘ angedacht.

Kompliment zur neuesten Ausgabe!

Liebe Mitglieder der Redaktion, Euer Magazin kann sich wirklich sehen lassen! Da ist viel Professionalität, Erfahrung und Geschmack eingeflossen. Es ist so wichtig, dass unsere Pfarrbriefe nicht nur Insider ansprechen, deren Selbstwertgefühl wir anders bestärken müssen. Liebe Grüße in die Kolpingstadt Euer Gerhard Dane

MittendrIn
 – in eigener Sache:

Seit Erscheinen des Magazins **MittendrIn** unseres Seelsorgebereiches Kerpen-Süd-West zeichnete **Frau Riffeler-Lörcks** aus Blatzheim mit ihrer Agentur ecce für das Layout verantwortlich. Mit großem Einsatz und Herzblut hat sie sich dieser Aufgabe gestellt und das Redaktionsteam kompetent begleitet. Für ihre bereichernden Tipps und Hinweise auch für Inhalte sowie ihre Kreativität und die Fähigkeit, auch quer zu denken, sagen wir ihr von Herzen Danke!

Mit dieser Ausgabe erfolgt nun ein Wechsel, da sich Frau Riffeler-Lörcks beruflich verändert und die Arbeit ihrer Agentur ecce eingestellt. Verbunden mit unserem Dank für ihre langjährige Mitarbeit sind alle guten Wünsche sowie Gottes Segen für ihre weitere berufliche und private Zukunft!

**PFARRER
LUDGER MÖERS**

Tel: 02237-3282
pastor-moeers@gmx.de



**PFARRVIKAR
THOMAS OSTER**

Tel: 02237-921947
pastor-oster@gmx.de



**PFARRVIKAR
FRANZ-JOSEF PITZEN**

Tel: 02275-9183943
fj.pitzen@web.de



**DIAKON
HARALD SIEBELIST**

Tel: 02275-913404
Harald@Siebelist.de



**GEMEINDEREFERENTIN
CLAUDIA OVERBERG**

Tel: 02237-9799560
claudia.overberg@googlemail.com



**GEMEINDEREFERENTIN
DAGMAR BILSTEIN**

Tel: 02237-9299039
dagmar.bilstein@googlemail.com



**PFARRER I.R.
GEORG NEUHÖFER**

Tel: 02275-9199923



**PFARRER I.R.
ENGELBERT ZOBEL**

Tel: 02237-55752



St. Martinus, Kerpen

Stiftsstraße 6
50171 Kerpen

Telefon: 02237-2316
Telefax: 02237-55640
st.martinus@kerpen-sued-west.de

Montag, Mittwoch, Donnerstag und Freitag 9.00 – 11.00 Uhr
Donnerstag 16.00 – 18.00 Uhr

Pfarrbüro-Team: Renate Eilers, Ulrike Carlier,
Monika Welter, Ute Wolff

St. Quirinus, Mödrath

Kirchplatz 3
50171 Kerpen-Mödrath

Telefon: 02237-922616
Telefax: 02237-922617
st.quirinus@kerpen-sued-west.de

Dienstag, Donnerstag und Freitag 9.30 – 11.00 Uhr
Mittwoch 16.00 – 18.00 Uhr

Pfarrbüro-Team: Dagmar Münchrath und Anne Lips-Keppeler

St. Kunibert, Blatzheim

Dürener Straße 278
50171 Kerpen-Blatzheim

Telefon: 02275-246
Telefax: 02275-911062
st.kunibert@kerpen-sued-west.de

Montag, Dienstag und Freitag 10.00 – 11.30 Uhr

Dienstag 16.00 – 18.00 Uhr

Pfarrsekretärin: Birgit Davepon

St. Michael, Buir

Eichenstraße 4
50170 Kerpen-Buir

Telefon: 02275-360
Telefax: 02275-5769
st.michael@kerpen-sued-west.de

Montag, Dienstag, Mittwoch 9.00 – 11.00 Uhr

Donnerstag 17.00 – 19.00 Uhr

Pfarrsekretärin: Hilde Pohl

St. Joseph, Brüggen

Hubertusstraße 6
50169 Kerpen-Brüggen

Telefon: 02237-7475
Telefax: 02237-975617
st.joseph@kerpen-sued-west.de

Dienstag und Freitag 9.00 – 13.00 Uhr

Mittwoch 16.00 – 18.00 Uhr

Pfarrsekretärin: Gabi Frohn

St. Rochus, Balkhausen/Türnich

Heerstraße 160
50169 Kerpen-Türnich

Telefon: 02237-7335
Telefax: 02237-9799700
st.rochus@kerpen-sued-west.de

Dienstag und Freitag 9.30 – 12.00 Uhr

Donnerstag 16.00 – 18.00 Uhr

Pfarrsekretärin: Anne Lips-Keppeler

Weitere Informationen unter www.kerpen-sued-west.de

Priesternotruf im Dekanat Kerpen: Tel: 01520-2922884

Telefonseelsorge: 0800-1110111 (Anruf kostenfrei)



*„Du hast mir den Weg zum
Leben gezeigt,
in deiner Nähe bin ich froh
und glücklich.“*

Apg 2,28 aus der Bibelausgabe „Die gute Nachricht“